Die Frau im Umgang mit Menschen

Von Meta Kasten.

„Andere Zeiten, andere Sitten"! Diese Lebenswahrheit ist ewig alt und doch immer wieder neu. Sitten, die zu Großmutters Zeiten in hohem Ansehen standen, gelten heute teilweise als verpönt. Dabei sind die Menschen im Grunde genommen dieselben geblieben, nur die Zeiten haben sich geändert und den Menschen und vor allem die Frau der Gegenwart in andere Verhältnisse gebracht in bezug auf Umgangsformen. Selbst die Hausfrau, die schließlich im eigenen Heim Befriedigung finden sollte, kann sich unmöglich vollständig von der Außenwelt abschließen. In den Städten ist sie genötigt, mit anderen Familien in Verkehr zu treten, und wird sehr oft veranlaßt, in die Verhältnisse anderer Kreise einzugreifen. Bei vielen Frauen ist aber hierzu die natürliche Anlage vorhanden, die freie Zeit, die die Verwaltung des Hauswesens gewährt, zum Austausch von Erfahrungen in häuslichen Angelegenheiten mit anderen Frauen, zur Anregung und Belehrung jüngerer Personen oder zur Selbstbildung im Verkehr mit geistreichen Männern und Frauen zu verwenden. Sehr häufig nötigt schon die Stellung des Gatten dazu, oft mit anderen Personen zu verkehren, und die glückliche Art der Repräsentation des Hauswesens durch die Frau, ihr geschickter Umgang mit anderen Personen erleichtert oft dem Manne seine Tätigkeit und bringt beiden Ehre ein.

Nicht selten bereitet es den Hausfrauen große Schwierigkeiten, sich in dem neuen Milieu, in das sie durch ihre Verheiratung gekommen sind, in der rechten Form zu bewegen. Manchem ist es allerdings angeboren, was er tun und lassen soll viele verdanken der Umgebung während ihrer Jugendjahre eine Erziehung, welche Beobachtung der üblichen Umgangsformen lehrte. Allein nicht wenige Frauen, namentlich solche, welche fern vom gesellschaftlichen Verkehr aufgewachsen ihren Gatten in das lebendige Treiben der Stadt gefolgt sind, dürften noch viel im gesellschaftlichen Umgang mit Menschen zu lernen haben. Zeigt auch jede Stadt gewisse Eigenheiten im Verkehr so finden sich doch viele allgemein gültige Verkehrsregeln, welche keine Hausfrau unbefolgt lassen darf, ohne befürchten zu müssen, daß ihr nicht jener Anteil und jene Achtung im gesellschaftlichen Leben zuteil wird, welche sie ihrem Verstande oder dem Rang ihres Gatten entsprechend zu beanspruchen hätte. Ist es auch im allgemeinen für den Höherstehenden leichter, sich beliebt zu machen, so kommt es doch im gesellschaftlichen Leben oft vor, daß Frauen angesehener Männer wenig beachtet, dagegen geistreiche Frauen in einfachen Lebensverhältnissen stehend allgemein beliebt sind. Oft wohnen die Grazien in Hütten und fliehen die Paläste. Allein wie viel auch der angeborene Takt vermag, gleichwohl sind gewisse allgemeine Regeln der Etikette notwendig.

Neben den Aufgaben, welche die Frau außer ihrem Hause im Verkehr mit den anderen Personen zu lösen hat, erwachsen ihr mannigfache neue geistige Tätigkeiten durch den Verkehr den sie im eigenen Heim mit anderen unterhält durch die Gastlichkeit im eigenen Hause. Liebt der Gatte oder sie selbst es, oft Gäste im Hause zu haben, dann erwächst für die Hausfrau die Pflicht, das Heim für Fremde recht angenehm zu gestalten und in der Freude der Gäste für sich selbst wieder innere Befriedigung zu suchen. Jede Frau weiß aus ihrer Erinnerung an die Mädchenjahre, wie gern sie in das eine, wie ungern sie in das andere Haus gegangen ist, wenn eine Einladung kam. Möge daher jede Hausfrau trachten, zu vermeiden oder zu tun, was ihr als Mädchen die fremde Gastlichkeit unbequem, eventuell behaglich gemacht hat.

Die vielen Verkehrsmittel unserer Tage fördern die Reiselust. Bald reist die Frau allein, bald reist sie mit ihrem Gatten, oft mit der Familie oder mehreren Familien zusammen. Kleine Ausflüge während des Sommers, kleinere und größere Luftreisen, Badereisen etc. erfordern alle eine verschiedene Richtung und Versorgung.

Unbeholfenheit im Verkehr nach außen hin ist noch sehr verbreitet. Allgemein beliebt ist dagegen die Frau, die mit Anmut und Grazie im Umgang mit Menschen zu walten weiß, und vielen Nutzen vermag sie hierdurch unbewußt zu stiften. Eine lange währende angenehme Erinnerung an geistreiche liebenswürdige Frauen bewahrt man oft, obgleich nur eine vorübergehende Begegnung stattgefunden hat. Das Benehmen der Frau nach außen wird oft zur Grundlage der Beurteilung der Hausverwaltung im Innern, der Erziehung der Töchter und vieler anderer für das Gedeihen der Familie hochwichtigen Angelegenheiten.

—⊡—

Von Schminke und Perücke

Von Hilde Stein.

„Offen schmücktest du dich mit gekauften Zähnen und Haaren . . ."
Aus den Epigrammen des Martial.

Vor ganz kurzer Zeit machte eine nach Chaldäa abgesandte Expedition in Ur einige sehr amüsante Ausgrabungen. Man fand unter vielem Schmuck eine vollständige . . . Toilettengarnitur, bestehend aus Spiegel, Puderdose und Schminknapf. Wissenschaftler haben festgestellt, daß diese Garnitur aus der Zeit Abrahams stammen muß — also von 3000 vor Chr.

Seit der Urmensch begonnen hat, die naiven Zeichnungen an den Wänden der Höhlen zu malen, seit er verstand, daß es Farben gab — seit dieser Zeit stammt auch das Schminken. Der Rotstein, der zur primitiven Malerei benutzt wurde, war auch zum Heben des „Teints" zu brauchen. Es sind mehrmals derartige Reste bei den Ausgrabungen gefunden worden.

Unter den farbigen Völkern der heißen Länder war das Bemalen eine schon seit urdenklichen Zeiten geübte Sitte. Nicht nur, daß die Frauen (die ja eine inferiore Rolle spielten) ihre Schönheit durch bunte Farben unterstrichen — vor allem waren es die Männer, die nach den Zeichen ihres Stammes ihren Körper mit den wunderlichsten Ornamenten bemalten. In Aegypten war die Körperzeichnung eine Selbstverständlichkeit. Schon auf den prähistorischen Funden sieht man die Leiber mit besonderen Strichen verziert. In alten erotischen Darstellungen fand man das Bild einer sich schminkenden Frau. Das noch heute so beliebte Henna spielte auch damals eine große Rolle. Ruß und Bleierz, mit anderen Ingredienzien vermischt, wurden zum Objekt eines ausgedehnten Tauschhandels. Nachdem die stärkere Bekleidung aufkam, hörte das Bemalen des Körpers auf, aber das Schminken des Gesichtes war so gang und gäbe, daß sogar jede Bestorbene die verschiedensten Sorten Farbe mit in den Sarkophag bekam.

Eine solch intensive, begeisterte und künstlerische Pflege des äußeren Menschen trieben ja auch die schönen Frauen der Renaissance und des Rokoko. Man könnte sich doch auch keines der reizenden Gesichtchen aus der Zeit Watteaus ohne den pfirsichfarbenen Teint und das herzförmige Mündchen vorstellen. Ohne die schwarzumrandeten, mit Belladonna vergrößerten Augen. — —

Man konnte sich diese rosigen Gesichtchen auch kaum anders vorstellen, als unter einer weißen Perücke vorlugend. Unter dem üppigen Lockenaufbau, den die damalige Mode vorschrieb. So alt wie das Schminken ist — so alt sind auch die falschen Haare. Alle Kulturvölker des Altertums kannten Perücken. Die kahlköpfigen Römer ließen sich die fehlende Locken, nacht mit harter farbiger Pomade auf die blanken Schädel modellieren, die Römerinnen prangten in der blonden Flut germanischer Flechten. Bei den farbigen Naturvölkern war die Sitte der falschen Haare nur zu besonderen Festen und Tänzen vorgeschrieben. Es gab bei ihnen ja kaum einmal einen Menschen, dem die Haare fehlten. Bei den Germanen trugen alle Freien langes Haar. Als besonders entehrend galt es, die Locken abgeschnitten zu bekommen. Sklaven und Hörige waren dadurch gekennzeichnet.

Im Mittelalter diente die Perücke zur Verbesserung des eigenen Mangels, während später, im 16. Jahrhundert jeder, der auf sich hielt, in einer Perücke ging. Ja, sogar die Bäuerinnen begannen, als die Mode des Puders aufkam, ihre Haare mit Mehl zu bestreuen.

Anfang des 17. Jahrhunderts erfand der Haarkünstler Errais die mit Seidenfäden vermischten Perrücken, die ähnlich heute wieder in Mode sind. Ende des 17. Jahrhunderts stieg der künstliche Haaraufbau ins Groteske. Einlagen von Haarwülsten und Kissen wurden benötigt, um die richtige Form herauszubekommen. Blumen und Perlen wurden hineingeflochten, so daß die armen Trägerinnen keine ruhige Nacht mehr hatten, aus Angst, den kunstvollen und teuren Aufbau zu zerstören. — Die Männer bedeckten ihr Haupt mit einer langlockigen Allongeperücke, die ihnen (da sie Ludwig XIV. trug) einen Nimbus von Majestät schenkte. Mitte des 18. Jahrhunderts verschwand die künstliche Frisur aus der Mode. Die Männer ließen ihr Haar wachsen und begannen es zu Zöpfen zu flechten, mit Bändern zu wickeln, so daß nur noch eine lustige Puschel draus hervorsah. Die Frauen bauschten und toupierten die Haare, und falsche Locken zu tragen wurde langsam zu einem peinlichen Geheimnis.

Und heute? Der Zopf ist gefallen — bei Männlein und Weiblein, und nur zu großen Festen ist die Perücke in allen Farben wieder für die Frau zur Mode geworden. Nur das Schminken ist geblieben . . . die pfirsichfarbenen Wangen, das kirschrote Mündchen und die schwarz umrandeten Augen . . .

—⊡—

Beethoven der Junggeselle

Von Ernst v. Wolzogen.

Alle wahrhaft großen Künstler sind geborene Aristokraten, ganz gleichgültig, welcher Gesellschaftsschicht sie entstammen. Und der Urquell alles künstlerischen Schöpfertums ist die Geschlechtlichkeit. Zur Tragödie wird das Leben des Künstlers, wenn er Frauenliebe entbehren muß und sein Herrenbewußtsein der gemeinen Not des Alltags niemals Meister wird. Das war auch des Titanen Beethoven grausames Schicksal. Sein Vater war nicht viel besser als ein Lump. Seine Brüder, die ihn bis zum letzten Atemzuge peinigten, ihm erpresserisch auf der Tasche saßen und ihm alle kleinen menschlichen Freuden vergällten, waren Erzschurken. Sein Neffe, den er adoptierte, um ihn vor dem verderblichen Einfluß der liederlichen Mutter zu retten, war eine undankbare Kanaille. Beethoven war der erste deutsche Musiker, der es sich nicht gefallen ließ, von der hohen Aristokratie wie ein Lakai oder ein Lieferant behandelt zu werden, und der sich weigerte, sein Souper nach erledigter musikalischer Leistung am Bediententische einzunehmen. Er war der erste deutsche Musiker, der um Honorare nicht mit sich feilschen ließ, sondern den Musikalienhändlern und Verlegern Preise vorschreiben konnte. — Dieser erste große Herr unter den Künstlern Deutschlands mußte zeitlebens von einer Wohnung in die andere wechseln, sich mit bezahltem, schlechtem Personal herumärgern, in Unordnung schier verkommen. Warum? Weil er nicht zur Ehe

---

kümmerlage möge sie kennen. Auf der anderen Seite die Betten mit ihren gefällig arrangierten Gardinen und Nachttischchen, an der Wand ein kleines Bücherbrett, dort ein zierlicher Tisch mit einem Korbstuhl und einem gefälligen Toilettenkissen, rechts an der Wand der Waschtisch, über dem Garderobenständer in der Ecke ein schützender Mantel aus weißem Stoff, und vor dem Bett der warme Teppich und die weiße bewegliche Wand, die diesen Teil des Schlafzimmers von der Toilettenabteilung trennt. Die niedergelassenen Vorhänge an den Fenstern und Türen schließen den stillen Raum am Abend vollständig ab. Und dann kommt der Schlaf!

—⊡—

Der Frühjahrsschnupfen

Der Frühjahrsschnupfen geht um. „Gesundheit!" ruft mir jemand zu. „Hatschi!" da hat's auch ihn schon. Der Schnupfen schleicht durch die Gassen, wandert von Haus zu Haus und überall hört man die Menschen niesen und sich Gesundheit zurufen. Der Schnupfenteufel setzt sich in die Nase und entzündet die Schleimhäute. Er läßt das zarte Gewebe anschwellen peinigt sein Opfer mit kleinen Schürhaken und austrocknenden Blasebälgen. Er kratzt und beißt, läßt niesen und tränen, kitzelt und trocknet aus. Die Luftzufuhr durch die Nase ist erschwert oder ganz unterbrochen. Der Verschnupfte ist ein ganz anderer Mensch geworden. Sein Gesicht ist angeschwollen und seine Zunge redet einen französisch klingenden Dialekt, d. h. er spricht „nasal". Zumeist ist der Kranke mißmutig und mürrisch; denn ein Gefühl der Benommenheit hat sich seiner bemächtigt und dumpfe Kopfschmerzen belästigen ihn. Nicht selten tritt Fieber ein, wodurch das allgemeine Unbehaglichkeits- und Mattigkeitsgefühl noch verstärkt wird.

Der Schnupfen hat seine Mucken. Wer es nicht glaubt, der lese Th. Fischers Buch: „Auch einer" und er wird milder über das Jammern und Klagen der Verschnupften denken. Wer klagt über Schnupfen? Am meisten die Männer. Das sagt klar und deutlich eine volkstümliche Redensart: „Wenn ein Mann einen Schnupfen bekommt, dann macht er davon mehr Aufhebens, als eine Frau, die ein Kind zur Welt bringt." Wenn auch wohl jeder Arzt die Beobachtung gemacht hat, daß das starke Geschlecht viel wehleidiger als das „zarte" ist, so wird doch mancher zugeben müssen, daß der meist nicht ernst zu nehmende Schnupfen Formen annehmen kann, die den Befallenen entsetzlich quälen. In solchen Fällen soll man stets den Arzt zu Rate ziehen und nicht etwa zur alten Dorfsybille gehen, die dieses oder jenes Mittel empfiehlt bei denen Zauberformeln und der Vollmond das unangenehme Leiden beseitigen sollen.

Wie bereits eingehend erwähnt, beginnt der Schnupfen mit dem Niesen. Im trauten Familienkreise, im Büro, in der Eisenbahn, im Wirtshaus, kurz: überall hört man heute die Menschen niesen. Man kann die interessantesten Studien machen, denn fast jeder Erdenbürger niest auf eine andere Art. Man ist fast imstande, bestimmte Schlüsse auf den Charakter des Verschnupften aus der Art seines Niesens zu ziehen.

Steht da kürzlich vor einem Schaufenster ein Herr und brachte seine Nasenexplosion mit einem kurzen, bestimmten: „Tschihha!" zum Ausdruck. Vielleicht zeichnet er sich durch entschlossenes Handeln in seinen Lebensfragen aus. Dagegen war eine vorübergehende Dame lyrisch veranlagt; denn wie verhaltenes Schluchzen kam es hervor: „Tsch—tsch—tsch" dreimal hintereinander, gedämpft und empfindsam: lyrisch. Wieder anders trompete ein Arbeiter, indem er sein „Atjiiha!" laut und vernehmlich, gleich einem Schlachtruf durch die Gassen schallen ließ. Wer kann es besser?

„Hatschi!" — „Prost — zur Gesundheit!"

—⊡—

Aus dem Engen und Weiten

Das Glück einer Stunde.

In den ersten Wiener Gesellschaftskreisen hat sich eine tragische Episode abgespielt, die allenthalben viel Teilnahme erregt. Im vergangenen Jahre lernte die 21jährige Tochter einer reichen Fabrikantenwitwe in Riccione einen jungen italienischen Mediziner kennen. Das junge Paar fand Gefallen aneinander und blieb auch nach der Heimreise des Mädchens in schriftlichem Verkehr. Vor vierzehn Tagen nun erkrankte die junge Dame an einer unheilbaren

Lissy, süße Traumgeliebte!

Wir waren beid im Traum vereint,
das war so wunderbar;
du trugst den schönsten Blütenkranz
in deinem blonden Haar.

So schritten wir Arm in Arm dahin
durch stilles Dämmerleuchten,
und vor uns tief die Blumen sich
mit leisem Flüstern neigten.

Die Amsel sang ein süßes Lied
in Duft und weißen Blüten,
von ferne klang ein Glöcklein noch
hin durch den Abendfrieden.

Wie da mein Arm dich fest umschlang
und meine Lippen fanden
die deinen, ach, wie wunderfüß,
da hast du mich verstanden.

Ein holder Zauber hüllt uns ein
und hält uns traut umschlungen,
so hat der Liebe Allgewalt
dein und mein Herz bezwungen.

Ein seltsam Sehnen uns umfängt;
im lauschigen Weiterschreiten
des Himmels Ueberseligkeit
ward aufgetan uns beiden.

Von fernher grüßt ein Blumenhaus
mit roten Blütendolden,
es war, als ob der Duft uns frug,
ob wir nicht rasten wollten.

Du sträubst dich leicht: 's ist schon so spät
laß uns den Heimweg gehen;
doch meine Lippen küssen heiß
und meine Augen flehen.

Der weiße Flieder schließt so dicht
die kleine Gartenpforte,
von ferner trägt der Wind zu uns
verhallende Akkorde.

In diesem kleinen Märchenschloß
hat mir das Glück geleuchtet,
so unfaßbar und riesengroß
daß sich mein Auge feuchtet.

Und meine Lippen bebten heiß
in übergroßer Wonne:
Nur du allein in Ewigkeit
bleibst meines Lebens Sonne.

So lang dein treuer Blick mich grüßt
Will ich den Kampf wohl wagen,
und wär das Unglück riesengroß,
wohlan, ich werd es tragen!

— —

Das war ein Traum, im Abendgold
hat er mich süß umschlungen,
dazu hat leis im Fliederbusch
der Amsel Lied geklungen.

Walter K.

Vergiftung. Sie dachte ununterbrochen an ihre Sommerbekanntschaft und rief in ihren Fieberträumen mit schmerzlicher Sehnsucht den Namen ihres heimlich Geliebten. Um ihr eine letzte Freude zu bereiten, telegraphierte die verzweifelte Mutter an den Italiener, der soeben zum Doktor promoviert war, und bat ihn, so schnell wie möglich nach Wien zu kommen. Unverweilt gehorchte der junge Arzt. In Wien angekommen, erfuhr er, daß das Leben des jungen Mädchens in wenigen Stunden erloschen sein werde. Er eilte an das Krankenbett und teilte der Sterbenden mit, daß er soeben um ihre Hand angehalten und die Mutter die Zustimmung zur Verlobung erteilt habe. Noch einmal leuchteten die Augen des Mädchens auf. Unter den Segenswünschen der Mutter und der Geschwister fand die Verlobung statt. Das Glück dauerte nur kurze Zeit. Der Zustand der Braut verschlechterte sich rapid — nach Verlauf von kaum einer Stunde schloß sie die Augen für immer. In aller Stille fand das Begräbnis statt.

Treue bis übers Grab hinaus.

In einem englischen Kleinstädtchen ist kürzlich eine Witwe gestorben, die hundert Jahre alt war. In ihrem dreißigsten Jahre wurde sie Witwe, seitdem war sie Tag für Tag zum Grabe ihres Mannes gewandert, siebzig Jahre lang. Sie war nur fünf Jahre verheiratet. Mit rührender Begeisterung erzählte sie stets von ihrem damaligen Glück. Nie wollte sie sich wieder verheiraten. Sie „fühlte immer des Gatten Gegenwart". Deshalb ging sie täglich zu seinem Grabe um ihm und den Erinnerungen näher zu sein. Es war eine einfache, bescheidene Gemüsehändlerin. Ergo: „Die Treue ist doch kein leerer Wahn!"

—⊡—

Ratschläge und Winke

Pflege der Küchen.

Küchen, mögen sie nun von der Glucke oder der Brutmaschine ausgebrütet sein, bedürfen namentlich in ihren ersten Lebenstagen und oft bei noch recht unfreundlichem Frühlingswetter der Wärme. Diese finden die jungen Tierchen nirgends besser als bei der Mutter. Den jungen Küchen darf in den ersten 48 Stunden weder Wasser noch Futter gereicht werden. Nichts ist verkehrter, als den kaum trocken gewordenen Tierchen schon nach wenigen Stunden Hirse als Futter vorzusetzen. Wenn die Küken dann Darmkatarrh bekommen und schon am fünften oder sechsten Tage eingehen, ist das nicht zu verwundern. Für die ersten Tage seines Daseins ist das Küken schon mit Nahrung und zwar mit einem Teil des Dotters vom Brutei versehen, und die Befähigung zur Verdauung anderen Futters tritt erst dann ein, wenn der von der Natur gebotene Futterbrei aufgebraucht ist. Namentlich in den ersten 14 Tagen lasse man die Glucke mit ihren Küchlein in einem Auslauf mit trockenem Sandboden recht viel Sonne genießen. Als Nahrung reicht man vornehmlich Eiweiß, Weichfutter, zunächst Eierkäse, den man aus Milch und Ei durch Vermischen und Kochen bereitet. Nach zehn Tagen darf man ihnen Schrot mit Magermilch, zu einem Brei angerührt, daneben Grünes und Weißhirse in einer Schale reichen. Auch Buchweizen ist ein gutes Küchenfutter. An frischem Wasser darf es nie fehlen. Wegen der Gefahr des Ertrinkens muß Wasser in einem flachen Napf gereicht werden, in den man einen Stein legt, damit er nicht umschlagen kann.

Papierschildchen auf Eisen

zu befestigen und deren Abspringen zu verhüten, soll man das Eisen an der Klebstelle zuerst mit einer durchschnittenen rohen Zwiebel tüchtig abreiben und dann das mit Kleister, Gummi oder Leim bestrichene Schildchen darauf drücken. Der Zwiebelschleim haftet fest am Eisen und vereinigt sich mit dem Klebmittel des Papiers zu einer nicht abspringenden, auch Erhitzung ausreichenden Masse.

—⊡—

Büchertisch

Die Formen der frühlingsmäßigen Straßenkleidung. Zu diesem Thema schreibt das neue Daheim (63 Jahrgang, Nr. 26): „Ein eleganter Straßenanzug ist der Wunsch jeder Frau, sei es ein Jackenkleid, ein Complet oder ein hübscher flotter Mantel. Auch die Frau, die keine Zeit zum Spazierengehen hat, will im Lenz die unförmige Winterhülle ablegen, auch sie möchte auf dem täglichen Weg von und zur Arbeitsstätte hübsch und frisch und frühlingsmäßig aussehen! Auch sie überlegt: Jackenkleid oder Mantel? Das Complet erübrigt sich in diesem Falle, es ist zu kostspielig in der Anschaffung und nicht vielseitig genug verwendbar. Es sei denn, daß man sehr geschickt in der Wahl der Farben war und den Mantel außer zu dem ihm zugehörigen auch noch zu mehreren anderen Kleidern tragen kann. Das Complet ist indessen ein entzückender Anzug für Damen, die in der Lage sind, viel Abwechslung zu treiben. Es wirkt in seiner Geschlossenheit stets sehr „angezogen". Wir möchten es daher im modischen Bilde nicht mehr missen. — Der Wettkampf zwischen Jackenkleid und Mantel, der jedes Frühjahr ausgefochten wird, endet stets unentschieden. Der berufstätigen Frau möchte man zum Mantel raten. Sie kann unter ihm jedes Kleid tragen. Oft geschieht es auch, daß man frühmorgens noch nicht erkennen kann, wie sich das Wetter im Laufe des Tages entwickeln wird. Da ist der Mantel immer am Platze! Die modernen Frühjahrsmäntel haben Herrenfasson. Sie äußert sich hauptsächlich in dem Schnitt der Revers und des Kragens, der oft mit dunkler getöntem Samt belegt ist. An Stoffen kommen Rips, Charmelaine, Diagonalmouliné, Shetland Kasha und alle sogenannten „Herrenstoffe" in Frage.

Verantwortlich: H. Semmelmann [illegible].
Druck und Verlag: P. A. Sanz, [illegible]

Krisis in der Ehe

Skizze von Wolfgang Federau

Man muß Maud Petereit gekannt haben, als sie noch nicht den Goldreif am Ringfinger trug. Von bezaubernder Anmut und hinreißendem Temperament, gab es kaum einen Mann, den sie nicht an ihren Triumphwagen spannte. Studenten rissen die Mützen vom Kopf, wenn sie Maud nur von ferne sahen. Alte Herren neigten ihr ergrautes Haupt in lächelnder Ritterlichkeit über ihre Hand. Von den heiratsfähigen, jungen Männern erst gar nicht zu reden!

Aber plötzlich, mit ungefähr zweiundzwanzig Jahren, heiratete sie. Sehr überraschend für alle, die sie kannten, denn niemand hatte gemerkt, daß sie den um zehn Jahre älteren Doktor Petereit besonders ausgezeichnet hatte. Alles schien darauf hinzuweisen, daß sich hier zwei Temperamente in der glücklichsten Art zusammenfanden und ergänzten. Maud sah zwar stolz, aber keineswegs demütig zu ihrem Gatten auf. Doktor Petereit seinerseits empfand die Heiterkeit ihrer fest in sich selbst beruhenden Seele fast als eine Gnade. An sich leicht zu lenken, verwuchs er mit seiner Frau zu immer tieferer Gemeinsamkeit, die schließlich in der Geburt eines Sohnes ihren Höhepunkt fand.

Beide hingen an dem Kinde mit einer abgöttischen Zärtlichkeit. Aber ehe sie sich noch dieser Erfüllung völlig bewußt werden konnten, hob das Schicksal unbarmherzig seine Faust, und als sie niedersank, zuckte in dem weißen Kinderbettchen ein winziger Knabenkörper noch einmal zusammen, um sich dann mit einem leisen Seufzer für immer auszustrecken.

Ueber der Leiche des Kindes sahen sich die Eltern an, mit Augen, so heiß von unerträglichem Weh, daß sie keine Tränen duldeten. Sie fanden kein Wort des Trostes für einander. Denn es war ihnen, als hätte dieses kleine Leben bei seinem Erlöschen ein Stück aus ihrem eigenen Dasein herausgerissen.

Erst das dumpfe Pochen der Erdschollen auf dem winzigen Sarg weckte sie aus ihrer Erstarrung. Und als sie nach Hause kamen, als Maud vor dem leeren Bettchen stand und geistesabwesend die weichen Kissen liebkoste, löste sich plötzlich der brennende Schmerz in einem hemmungslosen Strom von Tränen.

Doktor Petereit verstand und ehrte den Schmerz seiner Frau, den er selber zu tiefst teilte. Aber er war ein Mann, und so überwand er leichter einen Verlust, der die Seele seiner Frau bis in ihre Grundfesten erschütterte. Als jedoch Wochen und Monate vergingen, ohne daß es ihm gelang, ein Lächeln auf die Lippen seiner Frau zu zaubern, als er immer wieder nur tränennasse Augen und schmerzlich herabgezogene Mundwinkel zu sehen bekam, begann die Zwecklosigkeit seiner Bemühungen ihn schließlich mit einer an Erbitterung grenzenden Verstimmung zu erfüllen.

Er hatte geglaubt, daß ein wesentlicher Teil von Mauds Leben in dem seinen verankert war. Nun begann das Zusammensein mit seiner Frau der Harmonie zu entraten, ihr Stummsein bereitete ihm Qualen, ihre starrsinnige Hingabe an ihren Schmerz hielt er für übertrieben. Und während er sonst keine Freude außerhalb seines Heims kannte, fühlte er sich jetzt beschwert, wenn er nach harter Berufsfron einem Heim zustrebte, das mit der Heiterkeit auch die Behaglichkeit verloren hatte.

Einige Tage speiste er abends außerhalb, um Maud auf die Probe zu stellen. Sie schien seine Abwesenheit nicht bemerkt zu haben. Aus dem Bedürfnis nach Ablenkung und Zerstreuung setzte er deshalb sein neues Leben fort, immer in der Hoffnung, daß Maud endlich zu ihm zurückfinden würde. Es geschah jedoch nichts dieser Art. Und so wurde, was er aus Trotz begann, allmählich zu einer Gewohnheit. Sein Herz sehnte nach weiblicher Anteilnahme und Erheiterung, und so konnte es kaum ausbleiben, daß er schließlich einem jungen Mädchen zugetan war, das er durch seine Frau von früher her flüchtig kannte. Die neue Freundin fand Doktor Petereit nicht nur liebenswürdig und interessant, sondern — auch ihre Eitelkeit wußte angenehm befriedigt durch das Bewußtsein, ihm eine Frau zu ersetzen, die einst die Königin jeder Gesellschaft gewesen war.

Maud mochte dunkel etwas Aehnliches ahnen. Eines Nachts wachte sie auf und fühlte sich einsam. Sie tastete nach der Hand ihres Mannes und sah, daß sein Bett leer war — was zwar schon des öfteren der Fall gewesen war, ohne freilich von ihrem Bewußtsein aufgenommen worden zu sein. Dieses Mal aber wurde Maud sehr nachdenklich.

Sie erhob sich von ihrem Lager und trat vor den Spiegel. Sie betrachtete tapfer und ohne Selbstgefälligkeit ihr Spiegelbild und sah ein vom Weinen verquollenes Gesicht, glanzlose Augen und zwei Falten, die sich von den Nundwinkeln herunterzogen. Sie fand sich abscheulich aussehend und vermutete nicht mit Unrecht, daß ihr Mann das Gleiche von ihr dachte. Die einmal aufgescheuchten Gedanken ließen sie nun nicht mehr in Ruhe. Und indem sie die vergangene Zeit überdachte, kam sie schließlich zu der Erkenntnis, daß die Liebe eines lebenden Mannes eigentlich mehr gelten müsse als die Erinnerung an ein totes Kind.

Soweit gekommen, schluckte sie tapfer die letzten Tränen hinunter, fest entschlossen, mit allen Mitteln um den Wiedergewinn ihres Mannes zu kämpfen. Doktor Petereit merkte nichts davon. Er sah nicht, mit welcher Sorgfalt Maud sich nun wieder pflegte und kleidete, wie ihre Wangen mählich Farbe und ihre Lippen das Lächeln zurückgewannen. Er konnte es auch nicht sehen, weil er sich ja seit langem gewöhnt hatte, an Maud vorbeizusehen.

Maud dachte nicht daran, ihren Mann irgendwie bei der Moral zu packen. Aber während in ihr ein seltsamer Plan reifte, überwachte sie sorgsam seine Korrespondenz. Als sie daher die Wiederkehr einer gewissen Art von rosa Briefchen beobachtete, trug sie keinen Augenblick Bedenken, diese vorsichtig und unauffällig zu öffnen. Denn schließlich ging es um Glück und Bestand ihrer Ehe, die zu retten jedes Mittel recht sein mußte.

Da war sie denn freilich zunächst peinlich überrascht, in ihrer Rivalin eine ehemalige Schul- und Jugendfreundin zu erkennen, mit der sie einst eine flüchtige Neigung verbunden hatte. Aber sie erging sich nicht in sentimentalen Betrachtungen. Sie merkte, wie weit man schon gekommen war, und beschloß schleunigst zu handeln.

Als Doktor Petereit an diesem Abend nach Hause kam, erklärte ihm Maud, daß sie am nächsten Sonntag abends ihre Eltern besuchen wollte. Ihr Mann stimmte ihr freundlich zu und hatte Mühe, seine Genugtuung zu verbergen. Am nächsten Nachmittag schon erspähte sie ein zartes Briefchen, das nur die Worte enthielt: „Ich komme." Und es war ihr gewiß, daß ihr Gatte seine Freundin während Mauds Abwesenheit in der gemeinsamen Wohnung empfangen wollte. —

An dem fraglichen Sonntag verschwand sie zeitig in ihrem Zimmer, um sich anzukleiden. Mit Sorgfalt wählte sie eine Toilette, die alle Reize ihres jungen Körpers aufs vorteilhafteste in Erscheinung brachte. Ihr Gesicht, jugendlich gerötet, strahlte unter dem Feuer eines Augenpaares, das hundert süße Geheimnisse zu bergen schien. Ein Kranz blasser Perlen schmiegte sich um ihren schlanken Hals, und so trat sie endlich mit sieghaftem Lächeln vor ihren überraschten Gatten. — „Ich habe noch ein bissel Zeit", sagte sie und hängte sich in seinen Arm, „also setzen wir uns, und plaudern wir noch ein wenig. Es ist lange her, seit wir es zuletzt taten."

Doktor Petereit betrachtete Maud von der Seite und lächelte, wenn sie ihn ansah. Es war ein etwas verzerrtes Lächeln. Denn nie war ihm seine Frau so atemberaubend schön erschienen. Er hätte dieses Zusammensein gern ausgedehnt, aber er wünschte brennend, es fände an einem anderen Orte statt.

Maud war vollkommen unbefangen. Sie beherrschte sich außerordentlich und ersann tausend kleine Zärtlichkeiten, um ihren Mann zu erheitern. Um acht Uhr klingelte es. „So spät noch Gäste?" sagte Maud und zog erstaunt die Augenbrauen hoch. Doktor Petereit wollte zur Tür stürzen, sie hielt ihn zurück und ging selbst. Sie begrüßte ihre frühere Freundin mit gut gespielter Herzlichkeit, nicht ohne einen Ton des Befremdens in ihren Worten mitklingen zu lassen. Das arme Mädchen war so bestürzt über den unerwarteten Empfang, daß es kaum ein paar Worte zu sprechen vermochte. Doktor Petereit blieb steif wie ein Klotz. Die unglückliche Situation erzeugte in ihm einen förmlichen Haß gegen den Störenfried, eine ganz ungerechte Verstimmung, die sich vielleicht irgendwie Luft gemacht haben würde, hätte Maud ihn nicht mit einem gutmütigen Lächeln beschwichtigt.

Man trank zusammen Tee, und es war wirklich kein sehr gemütliches Teestündchen. Doktor Petereit war wortkarg und vergrübelt, seine Augen hingen an der Gestalt seiner Frau wie ein Ertrinkender am Leben. Der Gast glaubte die Situation retten zu müssen und sprach wie ein Wasserfall, um die eigene Verlegenheit zu bemänteln, aber es war lauter belangloses und törichtes Zeug. Und nur Maud sprühte von Witz und Laune und sah entzückend aus.

Einmal blickte das Mädchen in den Spiegel und verglich ihr Aussehen mit dem Mauds. Sie empfand erschreckt, daß sie keine Konkurrenz zu bieten vermochte. Aber sie war auch Weib und durchschaute das Spiel — und sie wußte, daß es verloren war, als ihr Blick den Mann streifte, dessen Antlitz vollkommene Hingabe, Liebe und Stolz ausdrückte. Da erhob sie sich brüsk und verabschiedete sich mit wenigen, kühlen Worten. Doktor Petereit machte eine kalte Verbeugung und wandte der Gehenden den Rücken, noch ehe sie das Zimmer verlassen hatte. Als die Beiden allein waren, legte Maud plötzlich die Arme um den Nacken des Mannes und lächelte unter Tränen. Da erkannte er, daß sie um die dunklen Wege seiner letzten Wochen wußte. Er wollte etwas sagen, um Verzeihung bitten. Aber sie verschloß ihm den Mund mit Küssen. Denn schließlich, es war ja ihre Schuld, daß es eines solchen Umweges bedurft hatte.

---

mit einer geistig ebenbürtigen Frau gelangen konnte und weil er die Ehe mit einer Unebenbürtigen mit der gleichen sittlichen Entrüstung von sich gewiesen hat, wie ein freies Verhältnis mit einem gefälligen Mädchen.

Beethoven war von einer so großen Keuschheit der Seele und einer so heiligen Auffassung von der Liebe, daß es ihm undenkbar war, sich in der Not seiner Sinne durch käuflichen Genuß zu beschmutzen und daß in seiner Gegenwart es niemand wagen durfte, schlüpfrige Geschichten zu erzählen, ohne daß der Zorn des Meinen sich in großen Donnerwettern über seinem Haupte entlud. Aber er war ein großer Anbeter der Schönheit und verbarg hinter seiner kalten steinernen Maske ein so heißes Herz, wie es nur je im Busen eines Schaffenden schlug. Die Leute hielten ihn für einen Asketen; aber sein vertrautester Freund und Schüler Schindler hat es uns bezeugt, daß er immer entflammt war, und zwar immer nur für schöne Geschöpfe aus vornehmster Gesellschaft. Eine von diesen seinen seltsamen Liebschaften ist sozusagen historisch geworden. Seine berühmte „unsterbliche Geliebte" Julie Guicciardi, spätere Gräfin Gallenberg. Diese liebe schöne Dame hätte er heiraten mögen; sie hätte ihm auch wohl ihr Jawort gegeben, wenn ihre Eltern sich nicht so energisch gegen die Verbindung gewehrt hätten. Und sie war auch wirklich unmöglich. Selbst wenn die feine kleine Komtesse imstande gewesen wäre, das Genie ihres Anbeters zu begreifen, und selbst wenn ihr Herz so voll mütterlicher Frauenliebe gewesen wäre, um unter Verzicht auf ihre gewohnten kultivierten Lebensverhältnisse die Erziehung jenes verwahrlosten großen Kindes zum gesellschaftsmöglichen Menschen zu übernehmen — sie hätte bald an dem Erfolg verzweifeln müssen. Ein schöpferischer Genius, so durchaus männlicher Artung wie derjenige Beethovens, muß eben vornehmlich seinem Schöpferdrange leben und kann keinen anderen Herrn und Gebieter anerkennen als die göttliche Stimme im Innern, die ihn arbeiten und durch seine Arbeit sich vollenden heißt. Wenn über einen solchen männlich-schöpferischen Menschen eine Frau Gewalt gewinnt, so ist es mit seiner Herrlichkeit vorbei. Beethoven als galanter Gatte einer schönen Frau aus der galanten Welt ist eine ebenso unmögliche Vorstellung wie Beethoven als braver bürgerlicher Haus- und Familienvater, der in erster Linie darauf bedacht bleibt, daß das nötige Hausstandsgeld pünktlich zur Stelle sei und daß die Kinder etwas Ordentliches lernen, um im Leben ihr Fortkommen zu haben. Wohl gibt es hin und wieder Frauen, die Verständnis für jenes Aufgehen im Werke besitzen, das für den schaffenden Künstler oberstes Gesetz ist, für das er leidet und entsagt. Diese seltenen Frauen sind entweder selber hochkünstlerisch veranlagt, oder sie stehen in ihrem Denken wie in ihrem Empfinden der männlichen Natur näher als der weiblichen. Wenn also ein großer Künstler nicht, wie etwa Richard Wagner, das Glück hat, auf der Höhe seiner Schaffenskraft die ihn wirklich allseitig ergänzende Frau zu finden, oder wenn er nicht wie Goethe den Mut findet, allen gesellschaftlichen Vorurteilen ein Schnippchen zu schlagen und sein Gartenhausliebchen zur Exzellenz zu machen, so findet er aus der tragischen Zwickmühle zeitlebens nicht heraus, die darin besteht, daß er Liebe, Pflege, Ordnung, Reinlichkeit, Ruhe und Heiterkeit als Grundbedingungen seines Daseins heiß ersehnt, den Preis dafür aber nicht zahlen kann, diesen Preis, der in steter Rücksichtnahme auf Frau, Familie und Gesellschaft besteht. Das freiwillige Zölibat der Schaffenden bedeutet ein ebenso schweres Opfer, wie das unfreiwillige Altjungferntum der Frau. Und genau so wie die alte Jungfer leidet auch der alte Hagestolz Einbuße an Leib und Seele. Beethovens Schrullenhaftigkeit, seine oft ganz ungerechten Wutausbrüche wie seine wunderlich brutale Heiterkeit, sein Mangel an guten Manieren, seine zigeunerhafte Unstetigkeit, die Vernachlässigung seines Aeußeren, das alles ist nur aus seinem erzwungenen Junggesellentum zu erklären. Der platonischen Liebe mußte er sich mit schmerzlichem Ingrimm verschreiben, weil er die wirklich beglückende Liebe nicht mit der Freiheit seines Künstlertums bezahlen wollte. Von seinem B. Lebensjahre an wußte er, daß er zu völliger Taubheit verdammt war — als reifem Manne kam ihm die Erkenntnis, daß er auf das Glück der Liebe und der Häuslichkeit verzichten müsse — sein starker Familiensinn, sein hohes Pflichtbewußtsein zwangen ihn, die Peinigungen seiner schurkischen Brüder zu ertragen . . . Welch ein Schicksal! Er zerbrach als Mensch. Aber bis zum letzten Atemzuge rang er mit Riesenkraft wider sein Geschick, um das Kunstwerk zu vollenden, zu dem er berufen war. So wollen wir in seinem Jubeljahre ihm nicht nur den ewiggrünen Lorbeer als einem der größten unter den großen deutschen schaffenden Geistern weihen, sondern uns auch in frommer Scheu und schmerzlicher Andacht von dem großen Heiligen und Märtyrer neigen.

—⊡—

Die Julie Voß-Ingenheim-Legende

Von Marie von Bunsen.

Wer kennt nicht aus den noch immer vielgelesenen Erinnerungen der Oberhofmeisterin der Königin Luise, der alten Gräfin Voß: „Neunundsechzig Jahre am Preußischen Hofe" die rührende Gestalt ihrer Nichte, der jungen Hofdame Julie von Voß? Nachdem sie jahrelang den Werbungen des Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm II. standgehalten, wurde sie ihm zur linken Hand, vermutlich in dem Charlottenburger Schlosse durch den Hofprediger Zöllner angetraut. Eine zarte, eigenartige Erscheinung, marmorweiße Haut mit rotgoldenem Haar, ein feinfühliges, frommes Gemüt. Die Königin, alle begrüßten diese Verbindung; durch Julie, so hoffte man, würde endlich der Einfluß der Ritz-Lichtenau gebrochen werden, so hat man denn auch ihre Einwilligung als „patriotische Tat" gefeiert.

Dies alles stand in diesem Buch und dieses wurde, wie man heute weiß, zu unrecht, als zuverlässiges Quellenwerk angesehen, Hans von Oppeln-Bronikowsky, bekanntlich ein genauer Kenner preußischer Geschichte, zeigt uns in seinem soeben erschienenen fesselnden Werk: „Abenteuer am Preußischen Hof" die anders lautende Wahrheit. Aus Familienrücksichten haben 1876 die Herausgeber der „Neunundsechzig Jahre" die Tagebuchblätter gefälscht.

Sie hieß nicht Julie, sondern Elisabeth Amalie, ihre Tante, die Oberhofmeisterin, gebraucht niemals den Namen Julie, anscheinend haben ihn sich die Herausgeber erfunden. Im Buch steht: „Meine Nichte sagte mir heute unter Tränen, seit acht Tagen sei sie mit dem König heimlich getraut." In dem echten, im Preußischen Geh. Staatsarchiv ruhenden Buch steht dagegen: „Meine Nichte vertraute mir an, daß sie sich dem König seit acht Tagen hingegeben habe." Nie, das kann auch jetzt mit Bestimmtheit behauptet werden, hat irgend eine solche Ehe stattgefunden. Drei Jahre hatte das junge Mädchen sich im Schönhausener Schloß gegen den damals sehr anziehenden hohen Herrn gewehrt, dann hatte sie nachgegeben, wurde seine offenkundige Geliebte, wurde vor der Geburt ihres Sohnes zur Gräfin Ingenheim erhoben. Allerdings wünschte sie, so melden gleichzeitige Berichte, eine Trauung zur linken Hand, nach dem Vorbild der von Luther genehmigten Doppelehe Philipps des Großmütigen von Hessen. Dies hat sie nicht durchsetzen können, obwohl es später ihrer Nachfolgerin, der Gräfin Juliane Dönhoff-Brandenburg gelang; aus naheliegenden Gründen setzte ihre Familie ihr zu, ebenfalls, aus Haß gegen die Ritz-Lichtenau die Hofgesellschaft, und so gab sie nach.

Ihren Verwandten gereichte diese Verbindung zum Nutzen, der Bruder wurde im selben Jahr Präsident der Kurmärkischen Kammer, dann Minister, nichtsdestoweniger haben sie sich **dieser Tochter ihres Hauses geschämt.** Noch nicht zwei Jahre nach Beginn des Verhältnisses ist die junge Gräfin Ingenheim an rasch auftretender Auszehrung gestorben. Im Familiengut Buch bei Berlin (jetzt im Besitz der Stadt) wurde, wie aus den Kirchenbüchern hervorgeht, ohne das bei Mitgliedern der Patronatsfamilie übliche Trauergeläute „Elisabeth Amalie von Voß" beigesetzt. Ihr Name, wie auch jener der Gräfin Ingenheim, sollten aus dem Gedächtnis der Menschen verschwinden, sie liegt nicht in der Familiengruft, kein Grabstein bezeichnet ihre Ruhestätte. Namenlos ist der im Park vom Bruder, dem an ihrem Roman ja nicht unbeteiligten Kammerpräsidenten, errichtete steinerne Sarkophag. Ein Todesengel umhüllt eine junge Sterbende mit seinem Mantel. Geburts- und Todesdatum, sonst nur die Worte: „Soror optima, amica patriae, vale" (Beste Schwester, Freundin des Vaterlandes, lebe wohl) . . . Wie ein alter General mir erzählt hat, ging einst der damalige Kronprinz, spätere Kaiser Friedrich, mit dem Besitzer von Buch dem Grafen Voß, durch den Park und besah sich das Denkmal. „Ein trauriges Blatt unserer Familiengeschichte!" sagte der Urenkel Friedrich Wilhelms des Zweiten. „Ebenso auch der unseren Kaiserliche Hoheit!" erwiderte Graf Voß.

—⊡—

Rezepte aus dem 15. Jahrhundert für und gegen die Liebe

Wie man Liebe gewinnt. Wie man sie los wird. Wie man schön wird.

Von Dr. Georg Volgar.

„Ja, die Liebe hat bunte Flügel", singt Carmen, und sie bei diesen bunten Flügeln zu packen, ist oft gar nicht einfach. Kein Wunder, daß die Menschen seit jeher auf alle möglichen (und unmöglichen) Mittel verfielen, um sie herzuzaubern und auch, je nachdem, loszukriegen. Seit jeher gab es Liebeszaubermittel in schwerer Menge, und man darf sich nicht wundern daß das phantastische Mittelalter (siehe: Tristan und Isolde!) sich ganz besonders damit befaßte. Auch ein altes, aus dem 15. Jahrhundert stammendes, handgeschriebenes Arzneibuch, das wahrscheinlich aus dem Elsaß oder der deutsch-französischen Sprachgrenze stammt, widmet diesem interessanten und wichtigen Thema mehrere Kapitel. Der Altertumsforscher Jecklin dem wir diese Tatsachen verdanken, hat diesen interessanten alten Schmöker aufgestöbert und das Resultat seiner Studien im Schweizer Archiv deponiert. Die darin angegebenen Mittel für und gegen die Liebe sind naiv, entsprechend dem damaligen Zauberglauben, worüber man sich nicht wundern wird, und meist geradezu grotesk. So z. B. gibt das Buch den Rat, ein Schwalbenherz bei sich zu tragen, um „vor Allen" geliebt zu werden. Ziemlich kompliziert ist folgende Vorschrift: „Nimm eine, am besten sechs Jahre alte Schwalbe, schlag' ihr den Kopf ab, nimm die Zunge heraus, binde den Kopf auf deine Brust und lege die Schwalbenzunge auf deine Zunge! Berührt der Schwalbenkopf den Busen der Person, die du liebst, und die Schwalbenzunge ihr Gesicht, so wirst du ihre Liebe gewinnen." Ein anderes Rezept: „Schreibe ihren Namen mit Fledermausblut auf deine Hand, es muß aber vor Sonnenaufgang sein, und berühre damit ihre Haut, so wird sie dir ergeben sein!" Noch ein anderes, sehr bequemes Mittel: „Wenn du vergeblich auf die Geliebte wartest so nimm ein Ei, das an einem Pfingsttag gelegt wurde, schreibe deinen Namen darauf und ihren, leg' es vor das Fenster, und sie wird kommen sowie das Ei heiß wird!" Dasselbe kann man aber auch erreichen, wenn man die Augen des Wiedehopfes, der im mittelalterl. Glauben als ein Geschöpf des Teufels eine Rolle gespielt bei sich trägt, oder die Geliebte veranlaßt, ein zerriebenes Johanniswürmchen zu essen. Oder: man nimmt eine Nadel, mit der ein Toter in das Leichenhemd eingenäht wurde, und steckt die Nadel in das Kleid der Angebeteten. Dann wird und muß sie den Verehrer lieben.

Natürlich gab es damals auch schon — Verjüngungskuren, und sie waren, wie man mit Neid zugeben muß, viel einfacher als die heutigen. Man brauchte keine Operation, sondern es genügte, regelmäßig — Fenchelsamen zu essen, um wieder jung zu werden. Wenigstens behauptet es das Buch. Da es für die Liebe vorteilhaft ist, schön zu sein, so finden wir in ihm natürlich auch hierfür einige, ebenfalls recht naive Rezepte. Um z. B. schöne Zähne zu bekommen, nimmt man Rosmarin, gepulverte Holzkohlen, gibt das Pulver in ein Seidentuch und putzt die Zähne damit. Davon werden sie nicht nur schön, sondern es werden auch die „Würmer" (!) aus den Zähnen vertrieben. Einen schönen Teint zu bekommen, ist nach der Ansicht dieses Buches ganz einfach: Man stößt Krebsaugen zu Pulver, vermengt sie mit Essig und Salzwasser, und die Haut wird „weiß wie Milch" (sagt das Buch).

Und da die Liebe auch manchmal unerwünscht ist, und mancher von ihren Rosenketten die Dornen gar deutlich zu spüren bekommt, gibt das Wunderbuch auch hierfür einen guten Rat: „Hat's dir eine angetan, daß du ihr hold sein mußt, so verschaff' dir ihr Hemd und blicke nach ihr durch den rechten Aermel (damals hatten die Frauenhemden nämlich noch Aermel), so wirst du von der Liebe zu ihr befreit sein!" Es genügt aber auch, das Kraut des Keuschbaums bei sich zu tragen oder den Samen dieses Baumes in Wein zu trinken, um vor allen Verlockungen gefeit zu sein.

Ob alle diese schönen Rezepte gewirkt haben? Carmen, die alle Zigeunerin sachverständig ist, singt: „Die Liebe . . . kennet Rechte nicht, Gesetz noch Macht!" Und die Leidenschaft wird wohl auch den kuriosen Mitteln dieses weisen Buches so manches Schnippchen geschlagen haben.

—⊡—

Das Schlafzimmer

Es ist eine eigentümliche und uns doch immer wieder von neuem entgegentretende Erscheinung, daß das Schlafzimmer den allerungünstigsten Platz unter den Räumen des Hauses angewiesen erhält, daß es gewissermaßen ein Privilegium auf das hinterste und am wenigsten wohnliche Zimmer zu haben scheint, in ein durchaus nicht anders verwendbares Kabinett verlegt wird.

Die in hohem Maße wichtige Bestimmung gerade dieses Zimmers stellt in Hinsicht auf unsere Gesundheit ganz bestimmte Anforderungen, denen nicht eine jede räumliche Lage entsprechen kann. Die tägliche Lüftung des Schlafzimmers, um Staub und schlechte Luft aus demselben zu entfernen, das erforderliche häufige Ausklopfen der Betten und das von der Reinlichkeit gebotene Einwirken eines starken kräftigen Luftstromes durch die Fenster auf dieselben sind alles Dinge, die in einem untergeordneten Hinterzimmer oder dunklen Kabinett unausführbar sind und deren Vernachlässigung nicht ungestraft bleibt. Niemals ist der Einwand zutreffend, daß es gleichgültig sei, wo und in welcher Umgebung wir schlafen und uns höchstens „ja nur darin anziehen". Ganz mit Unrecht wird dieser Raum als so nebensächlich in seiner Zusammengehörigkeit zu den übrigen Wohnräumen und in seiner Einwirkung auf uns selbst betrachtet — kein anderer jener Räume, das Wohnzimmer vielleicht ausgenommen, kann einen solchen Einfluß auf unser persönliches Behagen gewinnen, wie gerade er.

Jeder verlangt in den Stunden, die der Ruhe und Erholung nach den Mühen des Tages gewidmet sind, für die Sinne besonders wohltuende Eindrücke, und wenn es immerhin manche geben mag, auf deren Erquickung es durchaus keinen Einfluß hat, ob sie in einem Chaos häuslichen Wirrwarrs der Ruhe pflegen oder nicht, so wird es doch wohl den meisten nicht gleichgültig sein.

Ja, selbst wo der einzelne sich dessen nicht bewußt sein sollte, daß er gerade in seinem Schlafzimmer freundlicher, traulicher Eindrücke bedarf und diese Eindrücke sehr bedeutsam mitwirken auf die innere Harmonie und die Stimmung, in welcher er die übrigen Wohnräume betritt, so glaube er es nur und ganz besonders die Frau halte sich davon überzeugt.

Es gibt Frauen, denen man ihr trübes, kaltes, licht- und poesieloses Schlafzimmer den ganzen Tag über ansehen kann. Und doch ist es so leicht, diese Vorbedingung einer freundlichen und gemütlichen Tagesstimmung zu schaffen. Es lasse sich die Hausfrau nur dazu bestimmen, für das Schlafzimmer unter allen Umständen einen geräumigen freundlichen Raum zu wählen, selbst auf die Gefahr hin, daß das Außergewöhnliche geschieht und die Fenster desselben einmal nicht auf den Hof hinausgehen — entgegen dem von der Tradition geheiligten Privilegium unserer Schlafzimmer.

Das Zimmer muß groß genug sein, um im Interesse der häuslichen Ordnung alle seiner Bestimmung dienenden Einrichtungsgegenstände aufnehmen zu können. Wo in die Wände eingelassene Schränke vorhanden sind, die eine Ueberfüllung mit Möbeln vermeiden lassen, ergeben sich für die Einrichtung sehr bedeutende Vorteile. Ueberall da, wo neben dem Schlafzimmer nicht ein besonderes Toilettenzimmer vorgesehen ist, das erstere aber einen so großen Raum bildet, daß eine Teilung möglich ist, wird sich der Versuch empfehlen, das Schlaf- und Toilettenetablissement wenigstens in der Einrichtung zu teilen. Eine bewegliche Wand von schlichtem weißem Moulleline mit farbiger